

# Bauer und Natur

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759042>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Bauer und Natur

von C. F. Ramuz.

**B**auer.., was heisst das? Natur.., was heisst das? Bauer, Natur: man fühlt, dass diese beiden Wörter miteinander verwandt sind, aber es scheint nicht, als hätte sich die französische Literatur jemals viel Mühe gegeben, sie als Begriffe zu bestimmen. Sie ist der Natur gegenüber immer ziemlich gleichgültig gewesen; sie hat sich um den Bauern nicht bekümmert. Die französische Literatur ist von sehr früh an eine höfische, und in einem gewissen Sinne dynastische Literatur gewesen, das heisst, eine für eine kleine Anzahl von Menschen bestimmte Literatur, für Menschen mit viel Musse, die sich den Kriegsdiensten widmeten und den Staatsgeschäften; für eine kleine Anzahl von Männern und Frauen, die selbst müssig waren und sich der Aufgabe widmeten, zu gefallen und zu glänzen. Die französische Literatur hat den Menschen ausserordentlich gut erkannt, aber einen sehr „allgemeinen“ Menschen, das heisst einen Menschen ohne die Besonderheiten seiner Umwelt und seiner Geburt, einen, wenn man so sagen will, durch seine soziale Stellung von der Natur und von seiner eigenen Natur unabhängig gewordenen Menschen, einen von einem ganzen Gefüge von Umständen und Notwendigkeiten, deren wichtigste die Nahrungssorge ist, befreiten Menschen. Der Mensch, so wie ihn die französische Literatur bis zum 19. Jahrhundert gekannt hat, ist ein Mensch, der (im materiellen Sinne des Wortes) keine Lebenssorgen hatte und für den es die Sorge um das tägliche Brot überhaupt nicht gab. Er hatte seine Renten. Er besass auch Ländereien, aber er bebaute sie nicht selbst. Er war abgesondert von denen, die sie bebauten, den Bauern. Er erinnerte sich des Bauern einzig, um sich über ihn lustig zu machen, oder um ihn als landläufiges Ornament einer herkömmlichen Natur zu verwenden. Der französische Bauer ist seit dem Mittelalter bald

eine komische Figur gewesen, weil man sich einen Spass daraus machte, ihn aus seiner Umwelt herauszunehmen, das heisst, seine Tölpelhaftigkeit zu zeigen, wenn er durch die Umstände mit der feinen Gesellschaft in Berührung kam, bald ein nur malerisches Schaustück, wie man es in den Hirtengedichten und Schäferspielen findet, in denen diese selbe feine Gesellschaft den Bauern mit einem ihm von ihr verliehenen äusseren Glanz und mit schönen Empfindungen ausgeschmückt auftreten liess. Und in der Folgezeit ist es dem Bauern nicht viel besser ergangen, denn als sich nun die Literatur mit ihm zu beschäftigen begann, geschah es, um ihn, im 19. Jahrhundert, einfach als den Vertreter einer Klasse darzustellen, und zwar der niedrigsten und grössten Klasse, denn von allen niedrigen Arbeiten ist die Landarbeit die niedrigste geblieben. Das kam daher, dass die französische Literatur, wenn sie nun auch volkstümlicher geworden, trotzdem eine städtische Literatur geblieben war, eine Grosstadtliteratur sogar: die Literatur von Paris. Das bedeutet nicht, dass sie die Anstrengung nicht kennt und von der Handarbeit nichts weiss, aber trotzdem ist sie den natürlichen Bedingungen und Notwendigkeiten seltsam fremd geblieben, in denen der Bauer lebte und noch für eine Zeit lang weiter leben wird.

Denn er ist der Mensch der Uranfänge, der Mensch von gestern und von vorgestern; er lebt auf dem Grund der Dinge, er war unter uns und ist es noch: für wie lange noch? Er ist unten, er ist auf der Erde, er ist in der Erde, er steckt noch tief drin in der Erde: für wie lange noch? In unserer Zeit, einer Zeit der gewagtesten und verwickeltsten Bindungen, bleibt er der Mensch der einfachsten Bindung, der ersten, urtümlichen Bindung, aber der unentbehrlichsten für die übrigen Menschen. Er gehört keiner gesellschaftlichen Klasse an, sondern einem Zustand: er ist der Mensch wie er einmal gewesen ist, das heisst, er enthält in sich ein ganzes Zeitalter der Menschheit; er ist der Mensch, wie er einmal gewesen ist und wie er vielleicht eines Tages wieder gezwungen sein wird, zu sein. Der Mensch der grossen Städte, der berühmteste Gelehrte ebenso wie der unbekannteste Arbeiter, hat sich so weit vom Bauern und von den Wirklichkeiten, in denen der Bauer lebt, entfernt, dass der Bauer schliesslich verschwunden ist, dass er schliesslich gänzlich

vergessen wurde. Notwendig ist er immer noch, gewiss, aber da diese Notwendigkeit im Hintergrund immer getreulich gegenwärtig ist und in gewissem Sinne automatisch ihre Wirkungen hervorbringt, so ist sie aus dem Bewusstsein ausgeschaltet worden, ist zu etwas geworden, das man nicht mehr bemerkt. Die Grosstadt wird ernährt, und in zureichendem Masse ernährt, und hat so ganz vergessen, dass sie es auch nicht sein könnte, und damit hat sie auch vergessen, wem sie diese Ernährung verdankt. Wir bedürfen (heute noch) der Erde, aber wir verachten die Erde, denn sie ist das Schwere, sie ist der Mittelpunkt der Schwerkraft, sie hält uns fest, während wir danach trachten, zu entfliehen. Der Mensch der grossen Städte lebt von den Abbildern der Dinge der Erde, und nicht von den Dingen der Erde selbst. Der Mensch der grossen Städte steht links, das heisst, dass der Grosstadt mensch zu entfliehen versucht. Die Erde liegt rechts; sie ist das Zurückhaltende, sie ist das Hindernde; und dadurch demütigt sie den linksstehenden Menschen. Die Erde ist konservativ; er dagegen ist revolutionär, das heisst: er empört sich gegen die Notwendigkeiten der menschlichen Natur. Er liebt die weitschichtigen, schwierigen Verflechtungen, die er aufsucht, um sie zu überwinden, und die er mit Hilfe von Konstruktionen jeglicher Art, stofflichen und geistigen, wirklichen und bildlichen überwindet, um zu noch höheren, noch weitschichtigeren Verflechtungen aufzusteigen, Stockwerk über Stockwerk aufbauend bis zu diesen Wolkenkratzern von heute und zu den Eiffeltürmen, von denen aus die Erde, die man sieht, nur noch als überwunden erscheint, überwunden sowohl in der Zeit wie im Raume, hinter uns zurückgeblieben und tief unter uns liegend zugleich. Man sieht sie nur noch als einen grossen grauen schmutzigen Fleck, Spur einer Kultur, die verschwindet, da sie sich erschöpft und verbraucht hat. Nachdem sie der Natur entronnen sind, sind sie aus eigener Kraft schon sehr hoch emporgestiegen; wann werden sie im Aufstieg einhalten, die Menschen, eine bestimmte Gruppe wenigstens unter den Menschen? Sie haben alles das für sich, was loslöst und freimacht, alles, was die Kraft hat, das Gesetz der Schwere aufzuheben, alle vorwärtstreibenden Kräfte, alle Kräfte des Auftriebs; sie haben gelernt, sich mit solcher Plötzlichkeit von der Erde abzustossen, dass die Erde hinter ihnen zurückschnellt wie

ein vom Pfeile verlassener Bogen; sie sind heute nicht mehr dazu verdammt, geduldig zu sein, wie der Mensch, der säet, und auf den Sommer zu warten, um zu ernten. Die Erde ist nur noch der untere Grund, den man verlässt, und der Mensch setzt seine Ehre darein, ihn zu verlassen, sei es, dass er horizontal darüber hingleitet mit einer angemassen Geschwindigkeit; sei es, dass er senkrecht in die Lüfte emporsteigt, und so endlich den uralten, unwahrscheinlichen Traum der Dichter verwirklicht, einen Traum, den man vormals im Schlafe träumte, und den man jetzt im Wachen träumt.

Trotzdem ist unsere Nahrung in der Erde, oder sie ist es doch wenigstens bis heute gewesen. Rundung der Mutterbrust, die Erde ist rund. Sie ist da, und sie bleibt. Sie wartet ab, was wir noch mit ihr unternehmen werden, sie sagt uns: „Werdet ihr gar auf mich verzichten?“ Der Mensch hat ein erstes Bedürfnis, das allem andern vorgeht, das Bedürfnis, zu essen, erst nachher wird er sich mit anderen befassen, wenn er kann, und er kann es nicht immer. Einen Bissen Brot zuerst, und ein wenig Wasser, ein wenig Wasser und wenn möglich ein wenig Fleisch, oder noch dazu einen Tropfen Milch, von dieser Milch, die Wasser und Brot, Brot und Fleisch in einem ist, — alles Dinge, die in der Erde sind, aber kennt der Mensch der Städte noch ihren Wert? Er beschafft sie sich mühelos mit Geld, das heisst, mit einem Schein, mit einem gemünzten Schein. Die Mehrheit der Menschen in Europa lebt in den Städten, und die Städte sind miteinander durch ein Eisenbahnnetz verbunden. Die Zeiten der Hungersnöte sind vorbei, oder sind doch zu ganz seltenen Ausnahmen geworden und würden eine allgemeine Umwälzung unserer Anschauungen und unserer technischen Mittel voraussetzen (wie während des grossen Krieges). Wir sind weder Chinesen noch Inder, wir Europäer, denken die Stadtmenschen, und glücklicherweise, denken sie, leben wir nicht mehr im Mittelalter; wir haben seither ein Stück Wegs zurückgelegt; und wenn es beispielsweise wie uns die Zeitungen versichern, noch Hungersnöte gibt, so einzig bei den „zurückgebliebenen“ Völkern.

Wir haben unsere Mittel und Fähigkeiten, unsere Erfindungen, unsere Maschinen, unsere Wissenschaft: wieweit werden sie uns noch führen, nachdem sie uns jetzt schon zu fliegen

erlauben, und es uns ermöglichen, unsere Gedanken und Worte von einem Ende der Erde zum andern ohne irgendwelchen sichtbaren Träger zu senden, vom Sender zum Empfänger? Die Städte sind so beruhigend mit ihrem elektrischen Licht, welches die Verneinung der Nacht ist. Die Städte sind so gross, dass die Menschen, die dorthin kommen, sogar die Erinnerung an ihre ursprünglichen Notwendigkeiten verloren haben. Sie fragen nicht mehr, was geschehen würde, wenn es einmal fünf Monate lang nicht auf die Erde regnete, oder wenn späte Fröste kämen, wenn es nicht mehr regnete, oder zu viel regnete, wenn es zu heiss würde oder zu kalt, — und trotz des „synthetischen Brotes“, allen Ersatzstoffen, den gefundenen und den noch zu findenden, trotz der ganzen modernen und übermodernen Chemie, der gegenwärtigen und der künftigen. Sie schauen nicht nach dem Himmel, um nach dem Wetter zu sehen, das sich vorbereitet: und selbst wenn sie nach dem Himmel schauen möchten, so würde es ihnen nicht gelingen, ihn zu erblicken. Das alles geschieht über den Dächern und jenseits der Dächer. Viele Menschen von heute verlassen die Strassen nicht mehr, wo alles, was sich vom Himmel wahrnehmen lässt, nur ein schmales gewundenes Band ist, nicht breiter als die Strasse und wie eine zweite, obere Strasse. Auch müsste man, um den Himmel wahrzunehmen, den Kopf zurückbeugen, und dazu haben sie keine Zeit wegen der Autos und der Lastwagen. Es gibt für sie keinen Himmel mehr, auch dann nicht, wenn er seinen Donner rollen lässt, denn er mag ihn noch so laut erdröhnen lassen, es gelingt ihm kaum, den Autobus zu überdröhnen. Alles was etwa zu stande kommt ist so etwas wie ein Theatergewitter: ein Gewitter mit Blechdonner wie im Châtelettheater; und zur Musik entfliehen die Tänzerinnen des Ballets, weiss und rosenrot, mit hochgereckten Armen, auf den Fusspitzen. Der Donner schweigt: sie erscheinen wieder um zu knixen: — ja! wenn man wenigstens noch verstünde zu sehen, wenn die Menschen noch von der Höhe eines ihrer Eiffeltürme ihren Blick richten könnten, auf jene Ebenen, wo das Korn durch den Wind niedergemäht worden ist, auf jene Weinberge mit den vernichteten Trauben; und wenn sie erkennen würden, dass die Drohungen, die über den ersten Menschen hingen, auch jetzt und immer noch über den heutigen Menschen sind.

Ihr Reichtum vermag alles, oder wenigstens meinen sie, dass er alles vermöge. Ihr Reichtum, denken sie, hat ihnen die Welt dienstbar gemacht. Ihr Reichtum, denken sie, hat ihnen sogar die Wissenschaft dienstbar gemacht, und sie sagen sich ungefähr, dass die Hilfsquellen der Wissenschaft unbegrenzt sind, so dass sie sich vor allen Katastrophen endgültig in Sicherheit fühlen. Und wie um ihnen noch mehr Sicherheit zu geben wird ihnen ihr Reichtum ununterbrochen vor Augen geführt, als Schönheit, als Anmut, als Eleganz. Ihr Gold glänzt am Halse der Frauen, an ihren Fingern, an ihren Handgelenken, auf ihren Gesichtern, die dem Bilde der schönsten Gesundheit nachgeahmt sind; alles an ihnen redet von Blühen und Gedeihen, verkündet laut einen Ueberfluss an Nahrung, verneint jegliche Möglichkeit der geringsten Entbehrung, verneint sogar die Krankheit.

Aber dennoch, und man muss darauf zurückkommen, wenn es nun fünf Monate lang nicht regnete, wenn es fünf Monate lang zu viel regnete? Oder wenn nur einmal, ausserhalb der Zeit, in den Gebieten, in denen das Getreide wächst, ein Frost käme? Oder wenn während eines oder während zweier Monate nur alle Bauern der Erde streikten? Fünfzig Tage, das ist die Zahl. Die ganze Erde insgesamt ist ein Medusa-Floss mit Lebensmitteln für fünfzig Tage.

\*

Was man zunächst einmal wissen müsste, das ist, bis zu welchem Punkte die Natur (oder das, was wir die Natur nennen) etwas ausserhalb von uns seiendes ist. Wenn wir die Natur als das bezeichnen, was unabhängig vom Menschen vorhanden ist, als alles das, was im Weltall ohne seine Mitwirkung besteht, was ihn nicht kennt, oder was er nicht kennt, so können wir nicht umhin festzustellen, dass diese Unabhängigkeit durch den Menschen doch schon ziemlich stark beeinträchtigt worden ist. Und es würde sich nun darum handeln, zu erkennen, bis zu welchem Punkte die Natur in der Folge noch weiter beeinträchtigt werden wird, denn alles in allem haben die Eingriffe des Menschen in die Natur ja erst nur begonnen. Es

würde sich darum handeln, zu erkennen, bis zu welchem Punkte unsere Macht reichen wird, denn unsere menschliche Macht nimmt beständig zu, während sich die Macht der Natur im selben Masse vermindert. Das ist die grosse Frage. Sie beherrscht auch wesentlich unsere politischen Anschauungen; und die Antwort, die man auf diese Frage gibt, ist die eigentliche Grundlage für die Haltung, die der zeitgenössische Mensch dem Leben gegenüber einnimmt. Der Mensch kann alles, oder er kann nichts. Ich will damit sagen, dass der Mensch glaubt, alles zu können, wenn auch noch nicht jetzt, so doch wenigstens irgend einmal; oder aber er glaubt umgekehrt, dass er nicht sehr viel kann, wegen der Naturgewalten, und, Endes aller Enden, wegen Gott. Gewisse Menschen denken, dass es ihnen gelingen werde, die Natur zu überwinden, und sie stehen links; gewisse andere glauben dagegen, dass die Natur, wenn sie zu sehr angegriffen wird, durch eine plötzliche Umkehr schliesslich uns überwinden und unterdrücken werde. Vertrauen in den Menschen, Vertrauen in etwas, das über den Menschen hinausgeht: das sind die beiden Pole, die man am einfachsten mit links und rechts bezeichnet, da dies nun einmal die Bezeichnungen sind, die heute jedermann dafür braucht. Dieses vielberufene beständige „Gleiten von rechts und links“, das die Beobachter des politischen Lebens so stark beeindruckt, würde sich nunmehr aus diesen Gründen sehr einfach erklären lassen, denn es wäre nichts anderes als das Ergebnis eines immer grösser werdenden Vertrauens des Menschen zu seinen eigenen Kräften (und man sieht, bis zu welchem Punkte ihn die Wissenschaft darin unterstützt), — dann aber wäre dieses Gleiten, das auf dem Boden der Politik und der Soziologie vor sich geht, nur der Ausdruck für ein noch viel umfassenderes Gleiten, das ausginge vom Glauben an die Allmacht der Natur (das ist die Vergangenheit) und endete beim Glauben an die Allmacht des Menschen (das ist die Gegenwart oder die Zukunft). Habe ich Vertrauen in diese, übrigens noch unbestimmte, Zukunft, oder nicht? Glaube ich an den Fortschritt, an einen beständigen Fortschritt, oder nicht?

Aber was im Menschen gibt Antwort auf diese Fragen? Antwortet sein Verstand? er ist dazu nicht fähig. Man muss zuerst an die Antwort glauben, die man darauf gibt; das heisst:



es ist der Glaube, der antwortet. Nun gibt es nicht etwa weniger Glauben auf der Linken als auf der Rechten, auf der Linken ist der Glaube sogar sehr viel grösser; die Linke glaubt an etwas, die Rechte glaubte an Jemand, aber sie glaubt nicht mehr, oder doch nicht mehr genug. Die Rechte hat oft in ziemlich unvorsichtiger Weise ihren Glauben ausgebeutet, sie hat viele Erscheinungen, ihnen dadurch das Gepräge des Geheiligten verleihend, Gott oder der Natur zugeschrieben, Erscheinungen, die vielleicht nicht von Gott sind, und vielleicht nicht einmal notwendigerweise in der Natur: wie das Vaterland, die Familie, das Geld zweifellos und der Krieg; das geht, denke ich mir, für viele Leute von rechts sogar bis zu den Banken, umfasst zweifellos die Armee, und selbstverständlich die Religion. Auf diese Weise haben sie sich so etwas wie eine Barrikade errichtet, hinter der sie sich verschanzen, ohne auch nur immer an die Materialien zu glauben, aus denen die Barrikade aufgerichtet wurde. Dahinter nun verteidigen sie vor allem ihre errungenen Stellungen und das, was sie die bestehende Ordnung nennen. Diese Ordnung aber ist nur eine der möglichen Ordnungsformen, aber sie hat für sie den Vorteil, einen Zustand der Dinge unversehrt zu erhalten, aus dem sie reichlich Nutzen ziehen.

Was ist in der Natur, und was ist nicht darin? die Leute der Linken sagen: „In der Natur ist nichts als das, was wir darin bestehen lassen“. Man sieht auch in der Tat, dass ihre Unabhängigkeit mehr und mehr vermindert worden ist, wenigstens auf der Erdoberfläche. Im Weltraum hat sie sich freilich noch ihre ganze Autonomie bewahrt. Hier vermag der Mensch nicht einzugreifen, er muss sich darauf beschränken, mit seinen Fernrohren die Bewegung der Gestirne zu beobachten. Er lernt die Natur kennen, und der Raum ist nun mehr oder weniger erforscht und bekannt, aber der Raum ist noch nicht dienstbar gemacht. Der Mensch nützt die Kraft der Gestirne noch nicht aus, es ist ihm noch nicht gelungen, ihre Kraft zu sich her abzulenken, und die Gestirne sind Natur, aber ein Wasserfall ist auch Natur. Wieviele Wasserfälle aber gibt es nun noch in unseren europäischen Ländern, deren Wasser noch in Freiheit herabstürzen? Allenthalben an den Flanken unserer Gebirge sind sie eingefangen und bezwungen worden, eingesperrt hin-

ter Stauwehre, eingeschlossen in stählerne Rohre. Man muss einsehen, dass sie alle nutzbar gemacht worden sind, oder es sehr bald sein werden, und zwar nicht auf eine unmittelbare Art. Denn, und das ist hier das Wesentliche, sie werden nicht mehr mit den Mitteln des Bauern nutzbar gemacht. Der Bauer begnügte sich beispielsweise damit, ein Schaufelrad unter den Wasserfall zu stellen. Jetzt werden sie durch mittelbare Vorrichtungen ausgenützt, auf einem Umweg, durch die Umformung in elektrischen Strom. Der Strom geht alsdann den Leitungsdrähten entlang zu Motoren jeglicher Art, er liefert sowohl Bewegung, wie Wärme, wie Licht, die alle ein und dasselbe sind. Denn der Mensch hat sich zwar wohl von allem Anfang an der Natur bedient, aber er bediente sich ihrer nur auf empirische Weise und war ihr auf Gnade und Ungnade ausgeliefert: er war abhängig von ihr, das heisst, dass das Mühlenrad sich nicht mehr drehte, sobald kein Wasser mehr kam: so waren seine ursprünglichen Machtmittel beschaffen, und es ist noch gar nicht lange her, dass der Mensch durch die Wissenschaft und die Forschung gelernt hat, von Ursache zu Ursache in das Innere der Erscheinungen vorzudringen. Er befindet sich jetzt nicht mehr am äussersten Ende (wenn ich mich so ausdrücken soll) der Kräfte, die er benützt, ohne irgend etwas an ihnen zu verändern; er ist jetzt im Begriffe, in ihren Mittelpunkt vorzudringen, und dies ist ein Schnitt- und Sammelpunkt; er ist im Begriffe zu sehen, dass alle Kräfte nur eine einzige Quelle haben; das Geheimnis, das er ihnen entreissen wird, ist das Geheimnis ihres Ursprungs, und von dorthier wird es ihm bestimmt gelingen, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die Kräfte zu seinem Nutzen zu lenken. Der Mensch benützt den Wasserfall so wie er ist, um von ihm das Rad seiner Mühle drehen zu lassen; der Mensch fängt ihn alsdann ein und formt seine Kraft um; endlich, nachdem er erkannt hat, dass die Kraft überall ist, begnügt er sich nicht mehr damit, den Wasserfall auszuwerten, sondern er wendet sich nun den Grundbestandteilen des Wasserfalls zu, die selbst unbewegt sind. Durch eine Erkenntnis von verblüffender und grossartiger Widersprüchlichkeit gelangt er zu der Einsicht, dass dort, wo die grösste Unbewegtheit herrscht, die grösste Aufstauung von Kraft vorhanden ist, und schon nähert er sich gierig dem Atom, das

eine furchtbare Kraft in sich selber zusammenpresst. Das ist der Mensch der abgeleiteten Machtmittel.

Der Bauer, im wahren Sinne des Wortes, ist im Gegensatz dazu wesentlich der Mensch der ursprünglichen Machtmittel. Er ist früh auf der Erde erschienen und lebt hier immer noch ungefähr als derselbe, der er immer gewesen ist, aber mehr und mehr wird er im Kern seines Wesens erschüttert, mehr und mehr brechen die wirtschaftlichen Notwendigkeiten aller Art und die Maschinen aller Art, die daraus hervorgegangen sind, in sein Dasein ein. Er ist der ursprüngliche und vollständige Mensch gewesen und ist es noch; der Mensch, der aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln seine Nahrung aus dem Boden zog, auf dem er lebte, sodass er im Notfall von keinem andern Menschen abhängig war. Er lebte, das heisst, er nährte sich, wohnte, kleidete sich mit eigenen Mitteln; sich und seine Familie, und befriedigte alle wesentlichen Bedürfnisse. Denn der Mensch hat wesentliche Bedürfnisse und andere, die es weniger oder gar nicht sind. Er hat Bedürfnisse, die gebieterisch nach Befriedigung verlangen, wie Hunger und Durst, liesse er sie unbefriedigt, stürbe er. Ausserdem aber hat er noch viele andere Bedürfnisse, die er sich nach und nach selber schafft, unter dem Vorwand, dadurch sein Leben zu verschönern oder auszuweiten (worin er sich jedoch auch schon geirrt hat) und diese Bedürfnisse kann er unterdrücken, er ist sogar öfters dazu gezwungen, aber er kann darauf verzichten, weil sein Dasein selbst nicht in Frage gestellt wird. Der Bauer nun ist der Mensch, der für die wesentlichen Bedürfnisse der Menschheit sorgt (wenn man der Vereinfachung halber auch den Fischer, den Jäger, den Nomaden unter diesem Begriffe zusammenfasst), und, wie ich hinzufügen will, der Mensch, der alles unmittelbar aus der Natur selbst zog, was diese Bedürfnisse zu befriedigen vermochte. Denn die Maschine ist schon industriell, und der Bauer, der sich der Maschine bedient, ist schon auf dem Wege, ein Maschinenarbeiter zu werden. Der Bauer entlehnte seine technischen Hilfsmittel der Natur selbst, indem er seine eigene Kraft verwertete, oder die Kraft der Tiere, wie des Pferdes, des Rindes, des Lamas, des Elefanten, des Kamels, oder er hatte beispielsweise das Rad erfunden, das der Last durch eine rundläufige Bewegung um seinen Mittelpunkt ausweicht, was

bewirkt, dass der Gegenstand nur noch durch einen immer wechselnden Punkt mit der Oberfläche des Bodens in Berührung ist. Er hatte auch das Werkzeug erfunden, das nichts Anderes ist als die Verlängerung der Arme und Beine, oder, wie beim Karst, die Verhärtung der Nägel, denn er setzt an die Stelle, wo uns die Natur nur mit zehn durch brüchiges Horn schlecht bewehrten Fingern versehen hat, eine stetige metallene Schneide. Er hatte den mehr oder weniger langen Stiel der Hacke erfunden, wodurch die Wucht des Schlages vervielfacht wird, er hatte die Säge, den Hammer, die Gabel erfunden, lauter Werkzeuge, die nur die Hilfsmittel wiederholen und vervollständigen, die ihm sein eigener Körper zur Verfügung stellt. Und so, bewaffnet mit seinen Werkzeugen, umgeben von seinen Herden, nachdem er die Tiere, die ihm durch ihre Kraft, ihre Wolle oder ihre Milch nützlich waren, durch Zähmung gezwungen hatte, mit ihm zusammen zu wohnen, umgeben auch von seiner Familie, deren Arbeitskraft sich der seinigen zugesellte, bildete er wirklich eine vollkommene natürliche Gemeinschaft, die gänzlich unabhängig war, und zwar unabhängig von anderen Menschengruppen, denn im übrigen war sie ganz und gar abhängig von der Erde und vom Himmel. Das wahre Leben des Bauern war patriarchalisch, und je weiter man sich vom patriarchalischen Leben entfernte, umso weiter entfernte man sich vom Bauern. Unterstützt von seiner Familie hatte es der Bauer nur mit der Natur zu tun: nun wird er es immer mehr mit einem mechanischen Leben zu tun bekommen, und dadurch wird er der Natur und seiner Familie mit einem beraubt werden, zumindest werden seine Beziehungen zu ihnen auf das Aeusserste verändert werden. Die Erde, da begnügte er sich bisher damit, sie anzureichern, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass der Dünger, der eine natürliche Sache ist, die Erde ergiebiger machte; dem Himmel, dem unterwarf er sich, mit seiner Kälte und seiner Hitze, seinem Licht, seinen Finsternissen, dem immergleichen Abrollen der Jahreszeiten; das Klima war für ihn etwas Gegebenes, das er nicht zu beeinflussen und zu ändern versuchte, wie dies heute geschieht. Er fand sich damit ab, er musste sich anpassen, er fügte sich ein.

\*

Bauer! ganz umgeben von Luft, noch einmal erstehe vor uns: noch einmal schauen wir dich, Bauer, denn du bist gross gewesen. Noch einmal schauen wir dich, der du über die Erde gebückt bist, und der Himmel ist über dir, der leuchtet, und dann erlischt. Du bückst dich, du richtest dich auf, und wieder bückst du dich vor, seit wievielen Jahrhunderten mühest du dich, einzig mit deinen eigenen Kräften, auf einer geizigen Erde ab, auf einer von der Sonne verhärteten, vom Regen überschwemmten und durchweichten Erde? Auf einem Boden, der schmerzhaft unter deinen Schritten erdröhnt, oder aber an deinen Füßen haftet und ein schweres Gewicht an deinen Sohlen bildet. Gebunden an den Boden, ganz und gar ihm verhaftet, ganz und gar abhängig von ihm, ganz und gar sein Sklave, ganz von der Sonne bestimmt, das bist du, — von der Sonne, über der für dich die Götter gewesen sind, über der Gott für dich gewesen ist, — aber heute? Die Ergebung in das Seiende konnte sich nur solange vollkommen erhalten, als sie begleitet war vom Glauben an das Seiende und von der Verehrung für das Seiende; wenn einmal die Verehrung nicht mehr besteht, so vergeht die Ergebung: die Ergebung ist Liebe. Du warst geduldig vor den Jahreszeiten, weil sie nicht von dir kamen: der endlose Winter, der Frühling, der glühende Sommer, der Herbst, die sich um die Achse des Jahres drehten wie die vier Gondeln an einer jener Drehschaukeln unserer Jahrmärkte, und von denen eine Gondel grau, eine grün, eine gelb und eine rot bemalt ist: erscheinend und verschwindend in einer immer gleichen Ordnung, mit ihren Versprechungen, mit ihren Drohungen und mit ihren Gefahren, aber manchmal auch mit ihrer vollen Erfüllung; denn es gibt auch gute Weinjahre, und es kommt auch vor, dass die Ernte reichlich ausfällt, aber man weiss es niemals vorher.

Du, du spieltest ums Ganze. Nachdem du deine Vorsichtsmassnahmen getroffen hattest, konntest du nichts anderes mehr tun, als den Dingen ihren Lauf zu lassen. Nachdem du deinen Teil getan, und gründlich getan hattest, wartetest du. Nachdem du deine Arbeit vollbracht hattest, kreuztest du die Hände auf dem Griff deiner Hacke und schautest nach oben, wo sich nun dein Geschick entscheiden würde: durch keinen Regen oder durch zu viel Regen, durch einen freundlichen Himmel oder durch den Hagel, denn du hattest deine Sache auf eine Hoff-

nung gestellt, die oft enttäuscht wurde, aber nicht immer, auf etwas, das über dich hinausging, auf etwas, dem du dich unterwarfst und das du nicht zu erkennen vermochtest.

Und die Jahrhunderte sind vergangen.

Und grosse Kulturen sind gekommen, begründet auf einem Weltverständnis, wie du es hattest, begründet wesentlich auf Beharrlichkeit, auf Geduld, auf Ergebung, aber auch auf Vertrauen.

Gewiss, du warst auch geizig und gewinnsüchtig, man weiss es zur Genüge, und du warst oft hart zu deinen Mitmenschen, aber man darf nicht vergessen, dass du es auch gegen dich selber warst. Während der schönen Jahreszeit warst du früh auf und spät zu Bett, du arbeitetest nicht sechs Stunden, auch nicht acht, aber zwölf und vierzehn und sechzehn Stunden hindurch, untertan dem Himmel und den Gestirnen. Du sahst das geliebteste von allen Gestirnen, das nützlichste, das dir bekannteste am Osthimmel aufgehen um in seinem Laufe am Westhimmel unterzugehen, durch das ganze Jahr hindurch; und du riefst: hier bist du, sagtest: nun bist du dahin; aber du warst dadurch mit ihm innig verbunden, obschon es dir auch oftmals feindlich war, sei es, dass es zu beharrlich brannte und dir das Gras bis in die Wurzeln versengte, sei es, dass es zu selten schien und nicht mehr vermochte, den Pflanzen den Lebensauftrieb zu geben. Aber in allen Dingen gab es für dich ein grosses Gleichgewicht, denn Bauer sein ist kein Beruf, es ist ein Zustand, es war ein Zustand: das heisst: etwas, das dauert, etwas, das seit jeher bestanden zu haben scheint, etwas, aus dem man sich nicht herauslösen will, und auch gar nicht daran denkt, dass man es könnte, das man von Vater auf Sohn überliefert, so wie man es selbst von seinem Vater erhalten hat; denn du konntest den Gedanken nicht fassen, dass sich die Sonne veränderte, noch dass sie sich jemals verändert hätte. Ein fester Zustand, ein natürlicher Zustand, und alsdann waren die Dichter, die Maler, die Bildhauer, die Musiker, die Architekten gekommen; du hattest das Haus nach deinen Notwendigkeiten gebaut, und du konntest (damals) gar nicht einsehen, dass es auch andere Häuser geben könnte, andere Häuser, das heisst: andere Notwendigkeiten. Eine gewisse Langsamkeit war dir

eigen, eine gewisse vorsichtige Art, deine Bewegungen so sparsam zu bemessen und ihnen einen solchen Rhythmus einzuprägen, dass sie so oft als nötig wiederholt werden konnten; wenig Worte, die Rast unter den Bäumen; eine Mischung von Tätigkeit und Beschaulichkeit, wobei auch die Beschaulichkeit tätig war, weil du auch während deines Nichtstuns an deine Arbeit dachtest, und wobei auch die Tätigkeit beschaulich war, weil du auch in der Zeit, in der du deinen Körper bewegtest und deinen Körper nützttest, den Geist frei hattest, in der Luft warst und im Wind, den Himmel betrachtetest und das Meer. Und Ruhe und Arbeit waren für dich in eines vermischt; sodass du nicht nach Beendigung deines Tagewerks deine Kleider wechseltest und dich nicht plötzlich in einen Herrn verwandeltest, mit Jacke und Kravatte, wie der Arbeiter, der nach Feierabend seine Fabrik eilends verlässt. Du wuschest nur deine Hände, und dann setztest du dich auf die Bank vor deinem Haus, umgeben von deinen Kindern. Du spieltest nicht, du hattest es nicht nötig, dich zu zerstreuen; du betrachtetest nur das Spiel, um dich her; das Spiel der Blätter in den Bäumen, das Spiel der Tiere, der Dinge, das Spiel deiner Kinder, die miteinander „Fangis“ machten, das Spiel der Katze mit dem Garnknäuel, das Spiel der Vögel, die ihre Nester aufsuchten. Und es gab die sechs Tage, dann kam der Sonntag, denn für dich gab es Gott, und es gab die sechs Tage der Menschen und dann den Tag Gottes. Gottes, den du vielleicht nicht kanntest, dem du dich aber unterwarfst, und während die Glocken rundum in den Kirchtürmen läuteten, machtest du dich schön. Am Sonntag machte man sich schön und rasierte sich zur Ehre Gottes; man zog ein weisses Hemd an, eine schwarze Kravatte und einen meist schwarzen oder dunkelgrauen Anzug, einen neuen Hut; — aus einer Ehrfurcht, die du schon durch dein Kleid kundgeben wolltest, Bauer unserer Landstriche, Bauer unserer Dörfer; und die Frauen trugen ihre schönen Röcke, seidene Schürzen, farbige Halstücher.

Denn es gab noch eine Ehrfurcht, und schon Hesiod empfiehlt den Reisenden, den Fluss mit seinen schönen Wassern zu grüssen, bevor sie ihn überquerten. Der Bauer hatte Ehrfurcht: hinter dem Blitz verehrte er Zeus, hinter der Welle Poseidon. Der Bauer lebte in einer beseelten Welt, in der es nicht nur

ihn und seines Gleichen gab, sondern noch andere, gegenwärtige Mächte, oder die grosse Allgegenwart.

Und diese allgegenwärtigen Mächte oder diese allgegenwärtige Macht, sie sind, was die Dichter besungen haben, die Maler gemalt, oder die Bildhauer gebildet, denn sie stellten den Menschen dar, zugleich aber auch die Mächte und Zeichen, die plötzlich wieder im Einklang mit einer ewigen Ordnung, die ihn umgaben, die sehr furchterregenden und drohenden, die ihn aber edler machten, weil sie ihn zwangen, über sich hinaus zu streben; Mächte, die ihn zugleich schreckten und beruhigten, eine Versöhnung mit den übergeordneten Mächten, er fand sich weil sie zwar allmächtig waren, aber zugänglich dem Gebet. Es gab die Götter oder Gott, die dem Menschen beistanden, nachdem er sich ihnen unterworfen hatte, nachdem sie günstig gestimmt worden waren durch Opfer oder Gebet. Die Färse blutete auf dem Altar, die Monstranz wurde mit beiden Händen emporgehoben. Es gab zu bestimmten Zeiten für den Menschen eine Versöhnung mit den übergeordneten Mächten, er fand sich plötzlich wieder im Einklang mit einer ewigen Ordnung, die vortrefflich war, und an der er teilhatte.

Und dieses Teilhaben war ein Teilhaben in der Gemeinschaft, die sonst verstreuten und gesonderten Menschen sammelten sich um eine gemeinsame Gewissheit zu einer Gemeinschaft; sie wurden nicht durch Fabriksirenen an jedem Morgen zur Arbeit versammelt und an jedem Abend entlassen, sondern sie wurden jede Woche herzlich eingeladen durch die Glockentürme, die von weit her ihren Ruf vermischten mit dem Gesumme der Insekten, und dem Geschrei der Vögel in den Bäumen. In allen unseren ländlichen Gegenden des Westens ist es noch so, noch eilen aus allen Himmelsrichtungen die verstreut wohnenden Menschen um die Stunde der Messe herbei, auf ihren Gebirgspfaden oder auf ihren Wegen durch die Ebene, und sie bilden zuerst viele verstreute und vereinzelte Punkte, die sich nähern und vereinigen, je weiter sie zusammenstreben. Vereinigt in der Demut und im Namen eines gemeinsam anerkannten Glaubens, seit den Aegyptern bis zu unseren Tagen; getrennt, vereint; getrennt während der Woche, vereint am Sonntag: vereint, dann wieder in den Raum entlassen, wo ihre Häuser, umgeben von ihren Feldern sind, und eben durch diese Felder werden



sie voneinander getrennt. — Ein sehr altes Leben aus dem eine sehr alte Kultur hervorgegangen ist, eine noch ganz der Natur unterworfenen und ihr eingefügte Kultur, — jene, die man auf Darstellungen in den Pharaonnengräbern sieht, wo kleine rote Männer mit Sicheln in der Hand vor einer Wand von Aehren stehen; jene, die man in der Genesis antrifft, jene, die sich im Stundenbuch des Herzogs von Berry wiederfindet, wo die Frauen ihre Spindel drehen, während sie die Herde hüten: eine Kultur, die auf vielen Punkten der Erde heute noch weiterdauert, — aber wie lange wird sie nun noch dauern?

\*

Denn diese Art des Bauern ist im Begriff, zu verschwinden. Sie kann sich, in Europa wenigstens, nur noch dank den Vorkehrungen weiter erhalten, welche die Staaten getroffen haben, um ihre Grenzen zu schützen. Der Kleinbauer besteht weiter nur noch dank einem ganz künstlichen Schutz durch Verordnungen, welche die verschiedenen Regierungen erlassen haben und zum Teil erlassen mussten, um im Innern ein gewisses soziales Gleichgewicht zu bewahren. Prohibitivzölle auf Butter, Milch, Vieh und Futtermitteln, Prämien für Getreidebauern, Minimalpreise, ermöglichen es heute noch unseren Kleinbauern, sich (gerade knapp) über Wasser zu halten, und dies zweifellos zum Nachteil des Verbrauchers, aber zum Vorteile einer gewissen, übrigens ganz konventionellen Ordnung, der nur die Angst vor den schlimmsten Abenteuern eine gewisse Rechtfertigung verleiht. Der Bauer verdankt seine Existenz nur noch Verordnungen und Gesetzen; und er wird so nach und nach und ohne es selber zu merken (aber für wie lange noch?) ein Museumsstück, etwas, das sich selber überlebt, etwas, das man als Zeugnis einer Vergangenheit erhält, weil man einen Vorteil darin sieht, es schlecht und recht zu erhalten, aber für wie lange noch? Denn solche Launen kommen teuer zu stehen, und es wird zweifellos der Augenblick kommen, in dem es den Staaten nicht mehr möglich sein wird, die Kosten zu tragen. Nun sind wir jetzt schon an dem Punkt angelangt, an dem eine einfache Verminderung der Einfuhrzölle, ein leichtes Nachgeben der staatlichen Beihilfen, eine unbedeutende Herabsetzung der Mindestpreise genü-

gen würde, um die gesamte Bauernschaft ins Verderben zu stürzen. Die Wissenschaft und die Industrie arbeiten in der ganzen Welt gegen den Bauern. Die Wissenschaft, welche die Analyse an die Stelle der Empirie setzt, die Industrie, welche die Mittel der Wissenschaft benützt, sind beide allenthalben am Werk und mit demselben Ergebnis. Und nun haben wir die grossen Getreidefabriken in Kanada, die Kaffeefabriken in Brasilien, die Kolchosenlandwirtschaft Sowietrusslands, wir haben die Herrschaft der Traktoren, die Aufteilung der Erde in grosse Produktionsgebiete: denn der Bauer hatte Interesse daran, alles was er brauchte auf seinem Boden zu erzeugen, die Industrie dagegen hat wegen der allgemeinen Unkosten und des Umfanges, den die Arbeit durch die Vervollkommnung der Maschinen angenommen hat ein Interesse daran, ihre Erzeugnisse zu spezialisieren und hier nur Getreide, dort nur Wein, dort nur Milch, dort nur Gemüse zu erzeugen: sodass industrielle Produktion und bäuerliche Produktion einander gerade entgegengesetzt sind, wie auch der bäuerliche Bauer und der mit Maschinen arbeitende Bauer vollkommene Gegensätze sind, und mehr und mehr tritt der letztere an Stelle des ersteren. Der bäuerliche Bauer ist an den Boden gebunden, seine Familie ist zugleich seine Arbeitsgruppe, er hat nur soviel Land, als er selber zusammen mit Frau und Kindern und manchmal noch mit einem oder zwei Dienstboten, die zur Familie zählen, bebauen kann; der maschinelle Bauer ist dagegen nur noch ein Arbeiter wie jeder andere, seinem Wesen nach Nomade, der einen Monat lang an den Erntemaschinen, und den nächsten Monat an den Maschinen einer Waffenfabrik arbeiten kann; denn er hat keine unmittelbare Verbindung mehr zur Sache selbst, oder, wenn man es so sagen will, zur Natur; die Bewegungen, die er ausführt, dienen dazu, ein Räderwerk in Betrieb zu setzen, und erst dieses Räderwerk arbeitet unmittelbar. Es gibt daher, wie man sieht, nichts Gegensätzlicheres als die Maschine und das Werkzeug. Das Werkzeug arbeitet nur dann richtig, wenn der lebende Körper, der es führt, richtig arbeitet, denn auf dem lebenden Körper beruht seine Kraft; die gut gebaute Maschine aber arbeitet ganz von selbst, denn sie ist eine Kraft ausserhalb des Menschen, und man braucht nur das Räderwerk zu überwachen, das im wesentlichen überall dasselbe ist, ob die Maschine nun Geschosse her-

stellt oder das Getreide mäht und bindet. Und dabei stehen wir erst ganz am Anfang dieser industriellen Ausbeutung der Natur, aber man sieht doch schon, nach welcher Richtung sie strebt, und zwar strebt sie danach, die Natur zu unterdrücken, mit Mitteln übrigens, die sie ihr selber entnimmt; zum Beispiel versucht man, das Klima durch irgend ein Heizsystem, eines in oder über dem Boden, zu ersetzen (und man erzeugt schon auf diese Weise prachtvolle Gurken mitten im Winter und mitten im Norden); und man versucht zum Beispiel die Erde durch einen synthetischen Stoff zu ersetzen, den die Chemie schon zu verwirklichen im Begriffe ist; oder, als weiteres Beispiel, versucht man, Tag und Nacht durch ein künstliches Licht zu ersetzen, ein Licht, das alle zum Leben notwendigen Strahlen in solcher Dosierung enthält, dass die Weintraube in acht Tagen reif wird. Denn die Weintraube wird nun nicht mehr zwölf von vierundzwanzig Stunden ausruhen, sie wird gezwungen. Die Gurke wartet nicht mehr auf den Kalenderjuli, man überzeugt sie zu jeder Zeit, dass es Juli ist, und sie glaubt es oder scheint es doch zu glauben. Auch die Gurke wird gezwungen: aber sie scheint es selbst nicht zu merken. Die Bodenfrüchte gehorchen in aller Unschuld den neuen Gesetzen, die der Mensch geschaffen hat und mit denen er die Gesetze der Natur ersetzt, deren Sinn er mindestens im Wesentlichen erfasst zu haben scheint, da sie ja gehorchen.

Aber bis wohin wird die Natur sich zwingen lassen? Wird sie sich nicht eines Tages rächen? Oder ist es vielleicht doch so, wie die Leute der Linken sagen, dass dieses Gehorchen der Natur ein Zeichen dafür ist, dass sie sich gern unterordnet, weil sie sich dadurch gefördert und geschützt findet und nichts Besseres wünscht, als rasch und reichlich hervorzubringen? Das grosse Drama der gegenwärtigen Epoche besteht darin, dass der Mensch im Begriff ist, von seinen ersten zu den zweiten Machtmitteln vorzudringen, von den ursprünglichen Machtmitteln zu den abgeleiteten, und dass man noch nicht wissen kann, wohin diese Entwicklung führt. Bringt ihm die Ausbeutung der zweiten Machtmittel den völligen Untergang, oder gelangt er in einen Zustand völliger Wiedergeburt, wo er neben dem Gefühl seiner Macht und den Befriedigungen seines ehrgeizigen Strebens alle möglichen materiellen Vorteile geniessen, und

sich endlich der Beherrschung über die Materie, nach der er so eifrig gestrebt hat, erfreuen wird, nachdem er von Ursache zu Wirkung das Wesen der Welt bis in alle Tiefen erforschte? Mit grossem Fleiss ist er von allen Punkten des Umkreises aufgebrochen, unablässig nach dem Mittelpunkt strebend, nach dem mechanischen Mittelpunkt (aber vielleicht ist alles mechanisch) und heute wohnen wir einer aufregenden Erscheinung des Zusammenschlusses bei; die verschiedenen Wissenschaften streben danach, sich zu vereinigen, Chemie, Physik und Mechanik gehen ineinander über und durchdringen einander. Es ist, als wohnen wir der ausserordentlich raschen Vollendung eines Puzzlespiels bei, eines Spiels, dessen Anfang überaus langsam vor sich gegangen ist, bei dem es Jahrtausende brauchte, bis die ersten Stücke gesetzt werden konnten, während nun die letzten, mit Hilfe der bereits vorhandenen Ausschnitte, schon auf dem Punkt angelangt sind, wo sie zusammentreffen, und dieser Abschluss des Spiels vollzieht sich nun beinahe im Zeitraum eines Augenblicks, zur grössten Verwunderung der Zuschauer.

Aber hier sind die Zuschauer am Spiel ganz besonders beteiligt: sie mögen tun was sie wollen, sie sind Mitspieler darin; sie mögen tun was sie wollen, sie können nicht ändern, dass es dabei um ihr eigenes Gut, ihre eigene Seele, ihren eigenen Körper geht, und um ihr eigenes Leben. Sie müssen also Partei nehmen. Noch sehen sie nicht, welche Folgen sich aus diesem Umsturz der Werte, der sich daraus mit Notwendigkeit vollziehen muss, ergeben werden; aber sie nehmen sie zum voraus an, bejahen sie und spenden Beifall, weil sie daran glauben, — das ist die Linke; sie misstrauen dieser Entwicklung im Namen eines Anderen, — das ist die Rechte.

Aber was wird aus dem Bauern und was wird aus dem Land, wenn der Ackerbau industrialisiert sein wird?

Es scheint, als liessen uns einige der jüngsten Vorgänge schon jetzt erkennen, welches das Schicksal der Erde sein wird, denn die Erde ist gut oder nicht gut, geeignet für gewisse Erzeugnisse, aber nicht für andere, sie ist flach oder gebuckelt.

Nicht etwa nur Frankreich allein wird in grosse Anbaugebiete eingeteilt werden, sondern die ganze Erde; und es wird das Getreidegebiet geben, oder das Gebiet des Reises, das Gebiet

der Gemüse, das Gebiet der Obstbäume, das Gebiet der Weinreben; und in jedem werden eigentliche Fabrikbetriebe zur Erzeugung des Getreides, des Reises, des Gemüses, des Obstes und des Weines errichtet werden. Man sagt, dass die Städte eines Tages auf das Land zurückwandern werden, und das ist vermutlich richtig. Nur wird das Land seinerseits Stadt werden, auf jeden Fall das ertragreiche Land, jenes, dem heute schon seine Geländebeschaffenheit, die Natur seines Bodens, die mehr oder weniger günstigen Transportmöglichkeiten einen besonderen Wert verleihen.

Die Stadt erobert das Land, und es ist vorauszusehen, dass sie es mit ihren Maschinen und mit ihren Sitten immer mehr erobern wird, denn die Garagen, die sich den Strassen entlang ausbreiten, sind Stadt, die Benzin- und Oeltanks sind Stadt, die Geschwindigkeit der Autos, das ist Stadt: und so wird es ungeheure städtische Räume geben, und dazwischen unberührte, zum Urzustand, und das heisst zur Natur zurückgekehrte Gebiete: so etwas wie unbewohnte Nationalparks — und dort wird man die Bevölkerung der Städte sich am Wochenende tummeln sehen, und dort wird sie vielleicht aus der äussersten Zivilisation in die ursprünglichste Natur zurücksinken.

Denn die Natur ist eine Notwendigkeit; und man ist entweder mit der Hälfte seines Wesens beständig in die Natur eingefügt, was zwar eine Teilung, aber auch ein Gleichgewicht des Seins voraussetzt; oder aber man ist während einiger Zeit der Natur gänzlich entfremdet, aber dann muss man sich zum Ausgleich während eines anderen Zeitraumes ganz und gar der Natur hingeben: daraus entsteht das Lagerleben und die Nacktkultur.

Man wird dann sein mit allen modernen Vollkommenheiten: Wasser, Gas, Elektrizität, und warmes Wasser, und kaltes Wasser, warme Luft und kalte Luft, Radio, Kühlschrank usw. usw. ausgestattetes zwanzigstes Stockwerk nur verlassen, um gänzlich nackt unter einem Lagerzelt in einer Ur-Einöde zu kempieren.

*(Aus: „Questions“, erschienen in der Sammlung: „Aujourd’hui“, Verlag H.-L. Mermod, Lausanne. Autorisierte Uebersetzung ins Deutsche von Werner Joh. Guggenheim.)*